

## Searching Identity



Foto: Stephanie Füsserich

### Björn Bicker ist ständig auf der Suche nach unverstellten Blicken auf Menschen. In seinen Theaterprojekten und seinem Debütroman.

ANNE FRITSCH

**D**oing Identity. Darum geht es Björn Bicker. Wer ist wer? Warum? Und: Wer ist er noch? Identität ist ein flexibler Begriff geworden. Kein Zustand, sondern ein Prozess. „Doing Identity – Bastard München“ hieß ein Projekt, das Bicker 2008 zusammen mit Malte Jelden an den Münchner Kammerspielen entwickelte. Eine Reise in die Identität dieser Stadt, in ihre Seele. Eingebettet ins Spielzeitmotto „Da kann ja jeder kommen“ ging es um Migration, Vielfalt, Veränderung. Auf der Maximilianstraße stand das Maskottchen des Festivals: Ein Indianer aus Sperrholz. Ein Indianer? Nicht wirklich... Eher ein Großstadtindianer, einer, der sein Ich kriert hat aus Herkunft, Erlebtem und Erträumtem. Zu Federschmuck trägt er Tierhörner, einen Kaiser-Wilhelm-Schnauzer und Bärenpfoten. Ein Wolpertinger. Das Bayerische, hier wurde es international. Das Theater, hier wurde es Happening,

Stadtspaziergang, soziales und politisches Engagement. Nicht, indem es Thesen formuliert, sondern indem es die Geschichten derer erzählt, die sonst unsichtbar bleiben. „Bei mir spielt das Dokumentarische eine große Rolle“, sagt Bicker. „Meine Ambition ist es, über das rein Künstlerische hinauszugehen, politisch und gesellschaftsverändernd zu werden. Wenn man andere Menschen kennenlernt, verändert sich der Blick. So simpel ist das im Grunde. Man nimmt die Menschen anders wahr – und lernt im Idealfall so etwas wie Empathie.“

Eine neue Art Dokumentartheater ist hier entstanden, bei dem die Grenzen zwischen Kunst, Politik und Sozialarbeit zerfließen. Was Bicker seit Jahren macht, ist längst Trend in der Theaterwelt geworden. Das Dokumentarische erlebt ein Revival, im Theater wie im Fernsehen. Warum? „Die Leute spüren,

dass sie in einer wahnsinnig durchinszenierten Welt leben. Und daraus erwächst eine Sehnsucht nach dem Echtem – von Pro-7-Dokuformaten bis hin ins Theater“, glaubt Bicker. Er jedenfalls liebt das Spiel mit der Wahrheit, die ja ohnehin immer eine konstruierte ist. Auch bei sich selbst. Auf den Portraitfotos, die er mir schickt, sieht er sehr ernst aus. Auch sie sind: eine Inszenierung. Als er mir dann im *Baader Café* gegenüber sitzt, lächelt er verschmitzt. Was er denn nun eigentlich sei? Von Beruf? Die Frage höre er oft. Eine Antwort hat er nicht. Nur viele. Die eigene Identität ist nicht mehr in einem Wort zu fassen. Wie: Bankangestellter. Friseur. Apotheker. „Wir alle haben so viele Rollen, erfinden uns ständig neu“, meint Bicker. „Das ist ja das Interessante am Dokumentarischen: das Spiel damit. Die Frage: Ist das echt? Was ist echt?“ Biographie – ein Spiel. Jeder von uns kann sich so erzählen oder ganz anders. „Das ist ein neues Phänomen, glaube ich. Bei unseren Eltern war das noch wesentlich kontingenter. Das Theater ist eine Chance, das zu üben. Zu lernen, mit der Kompliziertheit umzugehen.“ Bicker, der momentan vor allem als Autor und Projektentwickler arbeitet, verdichtet sein dokumentarisches Material, gibt ihm eine Form und spitzt es zu.

Er jongliert mit Identitäten – und mit Stereotypen. Sie aufzubrechen, die Menschen hinter den starren Bildern aufscheinen zu lassen, das liegt ihm. In seinen Texten taucht immer wieder der Wir-Erzähler auf: Ein Kollektiv spricht; ein Chor, der keiner ist. Der sich widerspricht. Der so viele Ansichten hat wie Mitglieder. „Was glaubt Ihr denn. Wer wir sind.“ So beginnt Bickers Theaterstück „Urban Prayers“, das im Juni uraufgeführt wurde. Zunächst in den Münchner Kammerspielen, anschließend in verschiedenen Gotteshäusern

von der Synagoge bis zur griechisch-orthodoxen Kirche. Ein Projekt über den Glauben. Aber auch: über die Vielheit. Wer sind wir? Wie definieren wir uns? „Früher waren wir Ausländer. Heute sind wir Moslems. Wir verstehen Euch nicht“, heißt es einmal im Text. Und: „Zu uns kommen alle. Araber, Türken, Afrikaner. Zu uns kommt sogar der Verfassungsschutz.“ Bicker zog durch die Stadt und redete mit den Menschen, sammelte Material – und brachte es in einen gesellschaftlichen Kontext. „Was mich weniger interessiert, ist dieses: Der Autor XY schreibt einen Text, und der Regisseur XY inszeniert ihn. Ich will, dass die Leute, um die es geht, konkret beteiligt sind, dass man sich auf die realen politischen und sozialen Zusammenhänge einlassen kann.“ Wie leben diese ganzen Religionsgemeinschaften nebeneinander in dieser Stadt? Wie nehmen sie sich gegenseitig wahr? Wie werden sie von Nicht-Gläubigen wahrgenommen?

Dieses Verständnis von Theater, ganz nah an der Stadt, an den Menschen, die ihn umgeben, hat ihren Ursprung in Bickers Kammerspiel-Zeit. 2001 kam er als Dramaturg an die Münchner Kammerspiele, zu Beginn der Intendanz von Frank Baumbauer. Bis dahin waren seine Theatererfahrungen „von einer großen Naivität getragen“. Am Ende seines Studiums der Literaturwissenschaft dachte er sich, dass es „vielleicht ganz nett wäre, am Theater zu arbeiten“. „Ich habe mich flächendeckend von Wilhelmshaven bis Landshut an allen Theatern blind beworben, hab den Intendanten ein Briefchen geschrieben, dass ich gerne als Dramaturgieassistent arbeiten würde.“ Über 50 Briefe hat er geschrieben. Eine einzige Antwort hat er bekommen: von Wolfgang Wiens. Bicker fuhr also nach Hamburg ans Thalia Theater und unterhielt sich zwei Stunden lang mit dem 30 Jahre älteren Dramaturgen. „Draußen wurde es schon dunkel, und es war klar, wir verstehen uns.“ Wiens ging zu dieser Zeit gerade ans Wiener Burgtheater und Bicker kam

mit. „Wiens hat mir dann zwei Jahre lang alle Basics beigebracht. Abends wurde erzählt. Auch von früher. Das war eine großartige Schule.“ Der zweite Glücksfall war die Begegnung mit Frank Baumbauer. Bicker fing als Dramaturg an den Münchner Kammerspielen an und wurde zum Erfinder der Stadtprojekte, die nicht nur in München Impulse gaben. Auslöser waren die Anschläge des 11. Septembers. „Wir haben angefangen, Islamwissenschaftler ins Theater einzuladen – und plötzlich politisierte sich alles. Es ging wieder um was, der Wattedausch war weg.“ Das Theater öffnete sich zur Stadt, zur Gesellschaft. „Irgendwann kam Peter Kastenmüller und machte uns, die wir ja keine Ahnung von München hatten, auf die Geschichte von diesem Jungen Mehmet aufmerksam, der ausgewiesen wurde, nachdem er straffällig geworden war. Da wir niemanden kannten, der so lebt, sind wir ins *Hasenberg* gegangen, haben mit den Leuten gesprochen – und daraus hat sich ‚Bunnyhill‘ entwickelt.“

Die Kammerspiele, die bis dato Maximilianstraßen-kompatibles Literaturtheater machten, brachen auf ins Hasenberg, Münchens sozialen Brennpunkt am nördlichen Stadtrand, diesen „Stadtteil mit besonderem Entwicklungsbedarf“. Für acht Wochen wurde hier ein „Staat auf Zeit“ gegründet, die Peripherie rückte ins Zentrum der Wahrneh-

### „Was mich weniger interessiert, ist dieses: Der Autor XY schreibt einen Text, und der Regisseur XY inszeniert ihn.“

mung und des öffentlichen Interesses. Das Theater war wieder politisch: Mehr als 80 Veranstaltungen – von Theateraufführungen über Diskussionen und Parties – sollten die Kammerspiele zum „Impulsgeber großstädtischer Wirklichkeit“ machen. Es war nicht nur etwas Neues an diesem Theater, es war auch für Björn Bicker der erste Schritt in eine neue Richtung. Weg vom literarischen Theater. Hin zu den Stadtprojekten. Als Baumbauer seine Intendanz 2009 be-

**Björn Bicker** wurde 1972 in Koblenz geboren. Er studierte Literaturwissenschaften, Philosophie und Allgemeine Rhetorik in Tübingen und Wien. 1999 bis 2001 arbeitete er als Dramaturgieassistent und Dramaturg am Wiener Burgtheater. 2001 bis 2009 war er als Dramaturg an den Münchner Kammerspielen engagiert. Dort wurden die Stadtprojekte „Bunnyhill“, „Illegal“, „Doing Identity – Bastard München“ und „Hauptschule der Freiheit“ (Bundespreis für kulturelle Bildung 2010) von ihm mitinitiiert und geleitet. Seit 2009 arbeitet Björn Bicker als freier Autor, Dramaturg und Regisseur. Er schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Prosa und ist als Dozent für Dramaturgie und Szenisches Schreiben an diversen Hochschulen tätig. 2012 wurde er für das Stück „Deportation Cast“ mit dem *Deutschen Jugendtheaterpreis* ausgezeichnet.

endete, war für Bicker klar, dass er an kein anderes Theater geht. Er wollte selbstständig arbeiten, mehr schreiben. „Der Theaterbetrieb, den ich zehn Jahre mitgemacht hatte, wurde mir einfach zu krass. Es ist so viel Arbeit, man hat für nichts anderes Zeit und brennt völlig aus. Darauf hatte ich keine Lust mehr, es gab einfach zu viele andere Sachen, die mir wichtig sind. Auch ist man als Dramaturg ja ständig damit beschäftigt, die Arbeit anderer zu befördern. Das fand ich auf Dauer nicht befriedigend, weil ich so viele eigene Ideen hatte.“ Unter anderem: einen Roman zu schreiben. Im März ist er erschienen. „Was

wir erben“ heißt er – und handelt von der Grundfrage Bickers: Davon, wie man sein Leben erzählt. Die Erzählerin schreibt einen Brief an ihren neu aufgetauchten Halbbruder; daraus wird der Roman ihres Lebens. „Das war auch mein Thema beim Schreiben“, erzählt Bicker. „Wie erzähle ich meine Geschichte oder die Geschichte meiner Familie? Kann man das überhaupt erzählen? Oder kann man das nur erfinden?“ Doing Identity.

1 | Welcher Kopf passt besser zu mir? Björn Bicker.